

**Erster Teil: AUSBRECHEN**

*"If you can dream it, you can do it"*

**Walt Disney**

1. Wir reißen aus: Der Traum

Irgendwo zwischen Madagaskar und Laos, Sansibar und Sumatra, den Philippinen und West-Timor hat es angefangen. Dort, wo der Pfeffer wächst, am Ende der Welt, versteckte sich etwas, das wir dringend zum Überleben brauchten. Jahr für Jahr reisten wir mit großen Augen durch unbekannte Welten, erforschten, staunten. Aber diese Trips hatten einen großen Nachteil: Sie dauerten nur ein paar Wochen! Als Touristen trugen wir ein Ablaufdatum auf der Stirn. Wir verabschiedeten uns immer dann, wenn das Abenteuer begann. Jedes Mal, wenn wir mit müden Augen in überfüllten Wartehallen am Flughafen von Bangkok, Jakarta oder Antananarivo saßen, klopfte ein Wunsch von innen gegen unsere Schädeldecke: Für einen längeren Zeitraum im Ausland zu leben und zu arbeiten! Kein Traveller zu sein, eine Woche hier und eine dort, sondern Bewohner einer neuen Heimat, einer fremden Kultur. Hinter die Fassade blicken, eine Langzeitstudie starten. Das Projekt hieß: Ausreißen aus dem Alltag. Und es brauchte Zeit. Der Auswanderer in uns wuchs langsam, aber stetig heran. Immer, wenn er auftauchte, hegten und pflegten wir ihn, im Münchner Biergarten genauso wie im Dschungel auf den Philippinen. Er gehörte zu uns wie eine zweite Haut. Die Sozialpädagogin, der Journalist und ihr gemeinsamer Traum vom Leben im Ausland. Wir versprachen uns, ihn nicht sterben zu lassen. Irgendwann würde es so weit sein.

Natürlich wussten wir, dass wir nicht alleine waren. Eine neue Kultur kennenlernen und anderen Menschen helfen, diesen Gedanken haben viele, besonders in Wohlstandsgesellschaften wie in Mitteleuropa und den USA. Der Unterschied ist nur: Die wenigsten machen Nägel mit Köpfen! Manche wissen nicht, wo sie anfangen sollen. Trauen sich nicht, das Thema an die Spitze der Agenda zu setzen. Oft bleibt der Traum vom Ausland unerfüllt, weil das Leben zuhause dazwischenkommt. Es ist anstrengend, die eigene Komfortzone zu verlassen, es braucht Mut und Vertrauen ins eigene Schicksal. Vielleicht zögerten auch wir deshalb so lange mit dem Abschied, warteten, ob das Älterwerden uns die Flausen austreibt. Aber der Gedanke hatte sich in uns festgebissen, wie ein Ohrwurm, den man nicht mehr loswird, ein Knoten im Taschentuch des Lebens. Wir lebten und arbeiteten, bekamen einen Sohn, feierten Hochzeit, wurden erwachsen. Es gab immer gute Gründe, noch ein bißchen zu warten, wie das mit Träumen eben so ist. Das Leben fliegt an einem vorbei, und vor lauter Alltag verliert man die Orientierung. Man findet und erfindet tausend Ausreden, um sein Schiff in bekannten Gewässern zu halten. Und vergisst, wie viele Flüsse, Seen und Meere es gibt. Und dass man das Steuer die ganze Zeit über selbst in der Hand hält.

Die vielen Reisen halfen, unseren Traum zu verstehen, ihn lebendig zu halten. Manchmal hatten wir unterwegs das Gefühl, in einer Stunde mehr gelernt zu haben als in einem Monat zuhause. Sobald wir gelandet waren, gingen wir auf die Suche, ohne genau zu wissen, was. Wir fuhren in Dörfer, die in keinem Reiseführer standen. Ohne Sehenswürdigkeiten, ohne Besonderheiten, weiße Flecken auf der Landkarte. Dort, wo es nichts zu sehen gibt außer Alltag.

Einmal, 2008 in Sumatra, waren wir mit einem gemieteten Motorroller unterwegs. Wir hatten uns verfahren und standen am Ende einer staubigen Straße, vor uns ein Haufen Geröll, mitten im Dschungel. Ein paar Meter entfernt saß ein junger Mann auf seinem Roller und beobachtete uns. Irgendwann fragte er in gebrochenem Englisch, wohin wir wollten. Als er hörte, dass wir falsch abgebogen waren, versprach er, uns den richtigen Weg zu zeigen. Er hieß Chimon, war klein und schwächling und hatte ein perfektes Gebiss, das beim Lachen funkelte wie in einer Zahnpasta-Werbung. Nach ein paar Minuten Unterhaltung lud er uns in sein Haus am Strand ein, das er für seine Familie gebaut hatte. Er erzählte von seiner Arbeit als Algenfarmer, von seiner Frau und seiner Tochter, die mit ihm auf der Familienplantage im salzigen Meerwasser arbeiteten. Die Ernte verkauften sie für ein paar Rupien an eine lokale Firma. Von dort wurden die Algen weiterverkauft, an Unternehmen aus der Kosmetikindustrie in Europa oder den USA. Irgendwann, so stellte ich mir vor, landeten Chimons Algen im Gesicht einer Frau, die im *Body Shop* viel Geld für edle Antifaltencreme ausgibt.

Für Chimon spielte das keine Rolle. Seine Hütte bestand aus unbehandelten Holzbrettern, die von der salzigen Meeresluft dunkel gefärbt waren, und ein paar rostigen Nägeln. Als wir ankamen, mussten wir vor der Tür warten; er hatte nicht aufgeräumt. Er stellte Plastikstühle auf, erst danach durften wir eintreten. Wir zogen die Schuhe aus, fühlten die nackten Füße auf dem feuchten Sandboden und sahen uns um. Die Hütte war nicht viel größer als ein Kinderzimmer. Ein schiefes Fenster, das aus dem Holz ausgesägt war, spendete Licht. Außer den Plastikstühlen gab es ein paar Töpfe und Kochutensilien. Ein Loch in der Wand über dem Boden diente als Durchreiche zur Feuerstelle. Vor

allem aber gab es Zeitungen. In der ganzen Hütte hingen Zeitungsseiten an der Wand, es gab keinen Fleck, der nicht von gewelltem Papier und Druckerschwärze bedeckt war.

Der junge Mann strahlte. Die Zeitungen waren sein größter Stolz. Die Wände waren voll mit Artikeln über Politik und Sport, es gab Kochrezepte und Vermischtes, Geschichten über Wirtschaftsbosse, Stars und Sternchen. Manche Fotos waren farbig, andere schwarzweiß, er hatte alle Seiten so aufgehängt, dass die Fotos möglichst gut zu sehen waren. Wir unterhielten uns, ich, der Journalist, und er, der Algenfarmer mit dem Faible für Zeitungen, es war beklemmend und hölzern, weil er nichts hatte, und wir alles, oder andersherum, ich wusste es nicht genau. Mein Herz klopfte, während ich zuhörte und redete, ich fühlte Spannung, Aufregung, Erleichterung, Euphorie. Alles gleichzeitig. Als wir uns verabschiedeten, hatte ich einen Kloß im Bauch. Ich hatte in diesem Moment das Bedürfnis, kein Tourist zu sein. Kein Fremder, der kurz aus seinem Elfenbeinturm herabsteigt und fünf Minuten später wieder fort ist. Ich wünschte mir, Zeit zu haben, um Chimon und sein Leben kennenzulernen.

Es sollte lange dauern, bis aus dem unbestimmten Gefühl am Strand von Sumatra die Idee entstand, in die Entwicklungszusammenarbeit zu gehen. Aber der Samen war gelegt, er sprießte und wuchs, bis er irgendwann zu einer mächtigen Pflanze geworden war, die alles andere überwucherte. Es dauerte Jahre, bis es soweit war. Ein Weg mit vielen Kurven, steilen Bergen, falschen Abzweigungen und Sackgassen. Meine erste Berührung mit dem Thema war eine Bewerbung für eine Stelle bei einem Radiosender in Sierra Leone, direkt nach meinem Volontariat. Julia hatte sich nach dem Studium als Freiberufler durchgeschlagen, wir hatten

beide keinen Job und keinen Plan, wie unsere Zukunft aussehen würde. Gemeinsam wurden wir zu einer Sichtung beim EED (*evangelischer Entwicklungsdienst*) eingeladen, der heute *Brot für die Welt* heißt. Dort bekamen wir einen ersten Eindruck über die Arbeit in der Entwicklungshilfe und die Rahmenbedingungen eines Einsatzes. Wir durften mit Leuten sprechen, die „draußen“ waren und in abgelegenen Gebieten gearbeitet hatten. Ich erinnere mich genau an meine ersten Gedanken: „Die kochen auch nur mit Wasser!“ Für unseren Geschmack diskutierten die Teilnehmer viel über Versorgungsgeld und Lebensversicherungen, während die Motivation für die in Entwicklungsländern relativ kurz kam.

Trotzdem erfüllte das Wochenende seinen Zweck. Wir hatten beide das Gefühl, für den Schritt ins Ausland noch nicht bereit zu sein. Wir hatten zwar ein Diplom in der Hand und viele Träume im Kopf, aber wenig Ahnung vom Leben, Berufserfahrung oder finanzielle Rücklagen. Das Schicksal war derselben Meinung. Auf der Rückfahrt aus Bonn bekam ich die Zusage für eine Bewerbung bei einem Verlag in München, und ein paar Tage später sagte ich „Ja“ zu Bayern und „Nein“ zu Sierra Leone. Julia unterschrieb einen Vertrag bei einem Kinder- und Jugendtreff am Rande der Stadt. Zwei Jahre wollten wir mindestens in unseren Jobs bleiben, nahmen wir uns vor. Unser Traum war lebendig, aber erst einmal kaltgestellt, in Frischhaltefolie gepackt und eingemottet.

Aus zwei wurden sieben Jahre im Herzen von München. Unser Sohn Lean kam auf die Welt, und mit seiner Geburt hofften Familie und Freunde, dass unser Gerede vom Ausland endlich ein Ende haben würde. Das Gegenteil war der Fall. In Deutschland lebten wir, um zu arbeiten, obwohl wir doch eigentlich arbeiten wollten, um zu leben. Tagsüber gingen

wir ins Büro, abends holten wir unseren Traum aus der Mottenkiste. Unsere Elternzeit verbrachten wir dreieinhalb Monate in Südostasien, Malaysia und Thailand. Dort lernten wir, dass unser Kind den Abenteuergeist von uns geerbt hat. Außerdem war er wie ein Universalschlüssel, um Menschen kennenzulernen. Nichts bringt Völker und Kulturen schneller zusammen als das Lachen eines Babys. Ein Grund mehr, den Traum vom Ausland möglichst schnell voranzutreiben.

Auswandern auf Zeit kam uns einfacher vor, so lange Lean noch klein war, ohne soziale Bindung an Freunde oder eine bestimmte Schule. Deshalb hatten wir es eilig. Als wir von der Insel Sansibar zurückkehrten, trafen wir als Familie die vielleicht wichtigste Entscheidung unseres Lebens. Mit Beginn des neuen Jahres wollten wir zwölf Monate lang alle Kräfte bündeln, um einen Job im Ausland zu finden. Unser Dreijähriger sollte seine Kindergartenjahre in der Ferne verbringen. Die Regeln waren klar: Beide bewerben sich, und es kommen nur Ziele in Frage, die familienkompatibel sind. Eher Indonesien als Indien, eher die Philippinen als die Mongolei, eher Südafrika als der Kongo. Wer zuerst Erfolg hat, wird vom anderen bedingungslos unterstützt. Scheitern ist nicht vorgesehen. Gesucht wurde: Ein soziales Projekt in einem Entwicklungsland. Ein fremder Kontinent. Ein neues Leben.

## 2. Jetzt oder nie: Die Entscheidung

Am Neujahrsmorgen begannen wir, einschlägige Jobsuchmaschinen als Lesezeichen auf unserem Computer zu installieren. Wir lasen Erfahrungsberichte im Internet, schrieben Initiativbewerbungen, registrierten uns in Datenbanken, fragten bei Stiftungen und Goethe-Instituten nach und trafen Leute zum Tee, die Verbindungen zu Organisationen im Ausland hatten. Wir besuchten Entwicklungshilfe-Rentner, telefonierten mit Beamten beim *BMZ (Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung)* und gingen zu Vorträgen über Bildungsprojekte in der Zentralafrikanischen Republik. Einmal hörten wir einem CSU-Stiftungsbeauftragten mit Hornbrille zu, der über Afrika schwadronierte, ohne jemals einen Fuß dorthin gesetzt zu haben. Wir nippten an unseren Weingläsern und warfen uns Blicke zu, wenn sich wieder mal ein vermeintlicher Asien-Experte vorstellte, ein Bekannter von Bekannten, der die kambodschanische Mentalität wie seine Westentasche kannte. Wir ärgerten uns, dass die *GIZ (Gesellschaft für internationale Zusammenarbeit)* regelmäßig unsere Bewerbungen ignorierte, obwohl unser Profil exakt den Anforderungen entsprach. Kurz gesagt: Wir lernten, uns in der Welt der *Wannabe-Expats* zu bewegen, zuerst vorsichtig, dann immer sicherer. Leider brachte uns das erst einmal nicht weiter. Die Monate zogen ins Land, tausende Emails waren verschickt, aber das Feedback auf unsere Anfragen hielt sich in engen Grenzen.

Manchmal bekamen wir automatische Empfangsbestätigungen, in seltenen Einzelfällen auch begründete Absagen. Meistens erhielten wir überhaupt keine Antwort. Nicht nur die großen Organisationen ließen unsere Anfragen im Sande verlaufen,

sondern auch kleine Initiativen oder privatfinanzierte Projekte. In der Retropektive wissen wir, dass vor allem kleine Projekte weder Zeit noch Ressourcen haben, um jemanden aus Deutschland in die tägliche Arbeit zu integrieren – insbesondere, wenn man keine Organisation hinter sich hat, die beim Drumherum hilft, von der Krankenversicherung bis zum Langzeitvisum. Damals aber zweifelten wir: Passen unsere Ansprüche in kein Raster? Gehen wir die Angelegenheit zu naiv an? Folgen wir einem Hirngespinnst? Unsere Euphorie war verflogen, obwohl die Ansprüche, die wir stellten, uns weiterhin realistisch erschienen. Wir waren bereit, uns unterzuordnen, im Notfall auch gegen Kost und Logie zu arbeiten. Wollten unsere volle Kraft in ein sinnhaftes Unternehmen stecken. Allerdings lehnten wir es ab, unsere Ersparnisse einzusetzen, also für die Arbeit in einem Hilfsprojekt zu bezahlen – die Flugkosten einmal ausgenommen. Aber irgendwann mussten wir uns fragen: Gibt es die Nadel im Heuhaufen überhaupt? Wie wird man eigentlich Quereinsteiger in die Entwicklungshilfe?

Während ich zunehmend unruhiger und gereizter wurde, ließ sich Julia von Rückschlägen nicht aus der Ruhe bringen. Sie kam häufig nach 22 Uhr von der Schicht im Jugendheim nach Hause und surfte anschließend im Netz nach Angeboten, bis ihr die Augen zufielen. Mir fehlte nach Feierabend oft die Kraft und Disziplin, um den Herausforderungen der Zukunft zu begegnen – als Journalist war es schwierig, geeignete Ausschreibungen in der Entwicklungshilfe zu finden. Lieber spielte ich mit meinem Sohn, den ich nur abends für ein paar Stunden sehen konnte. Unser Schicksal war das von Millionen von Menschen, die aus einem Job und ihrem vollgepackten Alltag heraus versuchen, einen Neuanfang zu finden. Der einzige Unterschied lag darin, dass unser Traumberuf ein



bißchen exotischer daherkam als andere. Bis zur Jahreshälfte hatten wir etwa 20 Bewerbungen verschickt, die meisten davon bei der *GIZ*. Später hörten wir, dass dort viele Jobs längst vergeben sind, bevor die offizielle Ausschreibung veröffentlicht wird.

Ein paar Mal reichte es zum Vorstellungsgespräch, persönlich oder via Skype. Eine Schule in Chiang Mai, Thailand. Öffentlichkeitsarbeit und Social Media für eine NGO in Johannesburg, Südafrika. Ein Jugendprojekt in Windhoek, Namibia. Der große Wurf war leider nicht dabei. Irgendwann im Spätsommer merkten wir, wie anstrengend es ist, wenn einem die ganze Zeit die Zeit davonläuft. Zwölf Monate hatten wir uns als Limit gesetzt. Über die Hälfte war schon vorbei, und manchmal fühlte es sich an, als ob wir noch nicht mal den Startblock verlassen hatten. Im September sollte Lean in den Kindergarten kommen, die Stadt München besorgte uns nach einigem Hin und Her einen Platz in einem anderen Stadtteil. Dabei wollten wir doch eigentlich längst weg sein! Stattdessen schleppten wir uns jeden Morgen zur Arbeit und diskutierten abends, wie es weitergehen sollte. Wir fühlten uns wie Bill Murray in *Und täglich grüßt das Murmeltier*, nur, dass wir selbst die Protagonisten unserer Komödie der täglichen Wiederholungen waren.

Im Spätsommer fiel uns auf, dass wir vor lauter Traumjagen zum ersten Mal seit elf Jahren keinen Urlaub in der Ferne gebucht hatten - immer in der Annahme, dass es bei einer unserer vielen Bewerbungen schnell gehen könnte und wir Hals über Kopf die Koffer packen müssten. Plötzlich war der Tank leer: Keine offenen Bewerbungen, keine Erfolgserlebnisse, keine Kraft. Im August reichten wir spontan unseren Jahresurlaub ein, packten unser Zelt ein und fuhren mit dem

Auto Richtung Skandinavien. Irgendwie eine feine Ironie des Lebens: Nach jahrelangem Träumen hatten wir uns endlich entschieden, ans andere Ende der Welt auszuwandern – und landeten als Camper in Dänemark, zwischen Rentnern mit frisch gemähten Parzellen und Dosenbier. Aber die Tage in Skandinavien waren entscheidende Tage, denn dort reifte in unseren Köpfen der Entschluss, eine neue Eskalationsstufe im Kampf um unsere Zukunft zu wagen. Ende September würden wir unsere Jobs und unsere Wohnung kündigen, auch wenn sich bis dahin keine neuen Möglichkeiten ergeben. Wir waren wild entschlossen. Aber wir brauchten einen Plan B.

Die Entscheidung, unser Leben in München aufzugeben, schenkte uns die Freiheit zurück. Es wurde Herbst, und wir verbrachten viel Zeit damit, die alternative Planung unseres Lebens auszuarbeiten: Auf eigene Faust nach Yogyakarta, Indonesien, ein Ort, von dem wir uns gut vorstellen konnten, längere Zeit dort zu verbringen. Wir wollten auf eigene Faust ein Projekt suchen, unterstützt von Kontakten vor Ort, die wir über die Jahre aufgebaut hatten. Doch plötzlich tat sich auch an anderer Stelle etwas: Ein Knoten hatte sich gelöst, die Motivation kehrte zurück. Die *GIZ* hatte mehrere Stellen ausgeschrieben, für die wir unseren Hut in den Ring warfen. Die *UN (United Nations)* reagierte nach monatelangem Schweigen doch noch auf eine Bewerbung. Und dann gab es da noch einen Job bei einem kirchlichen Personalvermittler, der *Arbeitsgemeinschaft für Entwicklungshilfe (AGEH)*, die heute Agiamondo heißt.

Ein winziger Ort im südafrikanischen Busch. Eine Missionsstation mitten im Zululand. 150 Kilometer von der Großstadt Durban entfernt, in der Provinz KwaZulu-Natal. Julia bewarb sich dort als pädagogische Fachkraft in einem

Kinderheim. Anfangs lief die Bewerbung eher am Rande, weil wir unsere Energie lieber in Plan B steckten. Doch die AGEH war sofort interessiert. Eine Mitarbeiterin rief an und fragte nach Einzelheiten aus Julias Biographie. Ob wir tatsächlich als Familie ausreisen wollten. Zwei Wochen später wurde sie nach Köln in die Zentrale der Organisation eingeladen, wo sie mit nur einer Konkurrentin ein Assessment Center durchlief. Motivation und psychologischer Test inklusive. Am Ende der zweitägigen Gespräche hatte Julia ein gutes Gefühl. Doch wegen der vielen Rückschläge in den Wochen und Monaten zuvor blieben wir zurückhaltend.

Dann meldeten sich plötzlich die *United Nations*. Kurzfristig stellte sich Julia via Skype für einen UN-Job in Ost-Timor vor, ein wackliges Gespräch auf Englisch mit schlechter Internetverbindung. Innerhalb kürzester Zeit hatten wir zwei heiße Eisen im Feuer, und beide entwickelten sich immer besser. Ende November kam die Zusage der AGEH, die uns zunächst gar nicht erreichte. Wir waren übers Wochenende weggefahren und hatten nur sporadisch Handy- und Internetempfang. Als wir nach Hause zurückkehrten, ging alles ganz schnell. Anfang Dezember fand ein Gespräch mit dem Auftraggeber statt, einem katholischen Schwesternorden aus Würzburg. Anschließend unterschrieb Julia den Vertrag.

Es war ein seltsames Gefühl, wie sich die Dinge plötzlich von selbst entwickelten. Seit wir aus Skandinavien zurückgekehrt waren und die Kugel ins Rollen gebracht hatten, fielen alle Kegel wie von selbst. Plan B, obwohl weit gediehen, verschwand wieder in der Schublade. Am Nikolaustag erklärten wir unserem Sohn, dass wir bald auf eine Abenteuerreise gehen würden. *„Wir fahren zu Oma und Opa, und dann leben wir in Köln. Dann fliegen wir mit dem*

*Flugzeug nach Südafrika, wo viele wilde Tiere wohnen, und dort gehst Du in einen neuen Kindergarten!" Und siehe da: Wir hatten Glück! Lean war einverstanden, allerdings unter einer Bedingung. Er bestand darauf, seine komplette Schleichtier-Sammlung mitzunehmen.*

### 3. „Ein schönes Leben!“ – Der Abschied

Abschiede sind nicht angenehm, aber sie gehören zum Leben. Am besten sind sie kurz und schmerzlos, denn danach folgt der angenehme Part: Der Neuanfang. Bei unserer Abschiedstournee aus Deutschland sagten wir eindeutig zu oft „Goodbye“. Arbeitskollegen, Freunde, beste Freunde, Kindergarten, Laufgruppe, Bekannte, Familie: Gefühlt hatten wir monatelang einen Abschiedstermin täglich. Irgendwann umarmte mich die Freundin eines Freundes und sagte: *„Ich wünsche Dir ein schönes Leben, also, in Afrika!“* In diesem Moment wusste ich, dass es höchste Zeit war, loszulegen. Viele, auch enge Freunde, hatten keine Idee, wie sie mit uns umgehen sollten. Sie beobachteten, wie wir unser Leben umkrepelten und in Richtung Urwald verschwanden; für diese Situation haben viele Menschen keine vorgefertigte Schublade im Kopf. Die typische Reaktion ist eine Mischung aus Respekt und Unverständnis, gepaart mit einem Schuss Eifersucht und dem reflexartigen Satz: *„Finde ich echt toll, was ihr da vorhabt.“* Viele hatten das Bedürfnis, uns auf die Schulter zu klopfen, denn die Arbeit als Entwicklungshelfer macht einen in den Augen vieler Leute automatisch zum Gutmenschen. Überraschend oft hört man: *„Das würde ich auch gerne machen, aber mit meinem Job geht das ja nicht.“* Ernst gemeint ist das selten. Eher freuen sich Bekannte und Freunde darüber, ein bißchen Glanz abzubekommen. Wenn jemand, den man persönlich kennt, als Entwicklungshelfer nach Südafrika geht, sorgt das für moralisches Oberwasser. Fast ein bißchen so, als würde man selbst neue Pfade einschlagen.

Für uns war aber nicht nur der Abschied von den Menschen um uns herum anstrengend. Genau so hart war es, den Dingen Lebewohl zu sagen, mit denen wir jahrelang unseren Alltag

geteilt hatten. Normalerweise packt man Umzugskisten, um sie andernorts wieder auszupacken. Dieser Part entfällt, wenn man ins Ausland geht. Das eigene Bett, das Lieblingskissen, der Schreibtisch, der Polstersessel von Oma und das Fahrrad im Hof, der Fernseher, die Kaffeemaschine, die Teekanne: All das sieht man für ein paar Jahre nicht wieder. Das Gefühl, sein komplettes Leben in luftdicht verschlossene Kartons zu verfrachten, fand ich erdrückend. Am Tag des Umzugs mieteten wir einen Sprinter, fuhren zu meiner Mutter an den Bodensee und stapelten die luftdichten Boxen in meinem alten Kinderzimmer im Kellergeschoss. Als wir fertig waren, saß ich auf meinem Bett und starrte an die Wand. Dort lächelte Bastian Schweinsteiger mit Pickelgesicht neben einem *Mortal Kombat*-Plakat mit Schlange. Im Schrank leuchtete ein Haufen gelber *Reclam*-Hefte aus der Oberstufe. Vor mir stand mein komplettes Hab und Gut in braunen *Lidl*-Kartons, 17 Jahre nach dem Abschied aus diesem Zimmer. Es fühlte sich an wie eine Niederlage.

Die Zeit bis zum Start unseres Abenteuers verging wie im Flug. Ich saß in unserer fast leeren Wohnung am Münchner Goetheplatz und tippte auf dem Laptop letzte Texte für meinen alten Arbeitgeber. Außerdem wühlte ich mich durch den Papierkram, der erledigt werden musste: Lebensversicherung, Riester-Rente, Zahnarzt, Abmeldebescheinigung, Tropeneignungstest, Bankkonten, Kreditkarte, Bausparvertrag, Kindergeld, Impfpass, Prostata-Check, Nebenkostenabrechnung, Telefon, Internet, Kindergartenabschied, Nachsendeauftrag. Die meisten Formulare haben eine Spalte für die aktuelle und die neue Adresse. Eine davon blieb leer, weil unser Ziel am Ende der Welt lag. Ich murmelte „*Mut zur Lücke*“ und ging stattdessen den letzten Döner beim Imbiss an der Ecke essen. Schon interessant, wie viel intensiver man einen Ort erlebt,

wenn man Dinge zum letzten Mal tut: Der letzte Spaziergang an der Isar, der letzte Kuchen im Lieblingscafé, das letzte Mal Streetart gucken, der letzte Leberkässemel, die letzte Fahrt mit dem Fahrrad, der letzte Kinobesuch. Ich verkaufte meine riesige DVD-Sammlung bei Ebay und ging zum ersten Mal in meinem Leben zum Psychologen, um über das große schwarze Loch zu sprechen, das meine Zukunft war. Ich freute mich darauf, an einem neuen Ort loszulegen. Aber in diesen Tagen sah unser Traum aus wie der Mount Everest – und wir waren noch nicht mal im Basislager angekommen. Einmal pro Woche traf ich Freunde und marschierte in eisiger Kälte bei Anti-Pegida-Demonstrationen mit. Aber ich erlebte die Sprechchöre gegen den aufflammenden Rechtsnationalismus wie hinter einer Glasscheibe, seltsam uninteressiert, fast wie im Halbschlaf. München fühlte sich an wie ein altes Pflaster auf meiner Brust, das dringend wegmusste, damit endlich Luft an die Wunde kommt. Aber ich hatte Angst vor dem stechenden Schmerz, wenn die Haare aus den Wurzeln gerissen werden.

Unser Sohn Lean lebte bis zuletzt seinen Alltag, während die Wohnung um ihn herum leerer wurde. Natürlich gab es Phasen, in denen das schlechte Gewissen und die Unkenrufe besorgter Tanten uns übermannten: „*Wie könnt ihr dem Bub bloß sowas zumuten?*“ Besonders hart waren tränenreiche Abschiede, etwa am letzten Tag im Kindergarten. Allerdings flossen die Tränen immer nur bei Erwachsenen. Lean besaß damals wie heute ein unglaubliches Talent, sich auf Situationen einzustellen. Abschiede gehen ihm leicht von der Hand. Er lebt im Moment, alles Neue ist für ihn spannend und aufregend. Kinder machen sich keine Sorgen um die Zukunft, sondern leben lieber die Gegenwart – etwas, was wir in Südafrika bei Menschen jeden Alters kennen und schätzen lernen sollten. Wofür Kleinkinder aber sehr wohl feine

Antennen haben, sind Stimmungen und Ängste, die den Kosmos der Eltern verdunkeln, Gefühle wie Angst und Aufregung, aber auch Freude und Glück. Darauf reagieren sie sensibel, während Worte wie „vermissen“, „Heimweh“ oder „Zukunft“ keinerlei Bedeutung für sie haben. Entsprechend war die Laune unseres Sohns wie ein Spiegel unserer selbst.

Wahrscheinlich empfangen seine feinen Antennen selten so viele Stresssignale wie vor dem Start in Köln. Die endlosen Abschiede, der Umzug, die totale Ungewissheit: All das brachte uns in den Januartagen vor unserer Abreise an den Rand des Wahnsinns. Wir starteten unser Abenteuer unter seltsamen Vorzeichen. Auf dem Weg zur AGEH in Köln lagen Lean und ich mit knapp 40 Grad Fieber auf dem Rücksitz unseres silbernen Toyota. Julia, der Fels in der Brandung, lenkte das Auto durch die Nacht und hörte „No regrets“ von Little Willie John. Der Körper folgte dem Geist, der ausgelaugt war. Unser altes Leben war vorbei.